

(Nachdruck verboten.)

45]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Gsch.

„Die Blumen müssen begossen werden!“ meinte die Mutter, nachdem sie die Erde in den Blumentöpfen am Fenster befühlt hatte.

„Ja, ja!“ sagte der Hausherr schuldbewußt. „Wissen Sie, ich liebe Blumen, habe aber keine Zeit, mich damit zu beschäftigen.“

Als sie ihn beobachtete, sah sie, daß Nikolai auch in seiner gemütlichen Wohnung vorsichtig und geräuschlos, seiner Umgebung fremd, umherging. Er legte sein Gesicht dicht an die Gegenstände, die er anblickte, rückte mit den dünnen Fingern der rechten Hand die Brille zurecht, blinzelte und es war, als ob er stumme Fragen an das Ding, das ihn interessierte, richtete. Bisweilen nahm er einen Gegenstand, eine Statuette oder etwas anderes in die Hand, hielt es dicht vor dem Gesicht und betastete es sorgfältig mit den Augen. Es schien, als wenn er mit der Mutter zusammen in das Zimmer zum ersten Male getreten und als wenn ihm hier alles ebenso unbekannt wäre wie ihr. Die Mutter fühlte sich bald in diesem Zimmer am richtigen Platz. Sie begleitete Nikolai durch die Räume, merkte sich, wo die Gegenstände standen, fragte ihn nach seiner Lebensenteilung, und er antwortete ihr in schuldbewußtem Ton, wie jemand, der wohl weiß, wie alles sein muß, sich aber nicht zurechtfindet.

Nachdem sie die Blumen begossen und die auf dem Klavier umherliegenden Noten richtig in einen Haufen zusammengelegt hatte, sagte sie mit einem Blick auf den Samowar:

„Der muß gepußt werden.“

Er fuhr mit der Hand über das blinde Metall, hielt einen Finger an die Nase und betrachtete ihn ernsthaft. Die Mutter lächelte freundlich.

Als sie sich schlafen legte und über ihren Tag nachdachte, erhob sie den Kopf erstaunt vom Kissen und blickte um sich. Zum ersten Male in ihrem Leben war sie im Hause eines fremden Menschen und das bedrückte sie gar nicht. Sie dachte besorgt an Nikolai und empfand deutlich den Wunsch, alles möglichst gut für ihn herzurichten und Freundlichkeit und Wärme in sein Leben hineinzutragen. Die Ungeschicklichkeit und komische Unsicherheit Nikolais, seine Unkenntnis der gewöhnlichsten Dinge und das kindlich-Weise in seinen hellen Augen rührte sie. Dann verweilten ihre Gedanken hartnäckig bei ihrem Sohn, und vor ihr spielte sich wieder, ganz in neue Farben gekleidet und von einem neuen Sinn befeelt, der erste Mai ab. Und sogar der Kummer dieses Tages war wie der ganze Tag ein besonderer, er stieß den Kopf nicht wie ein stumpfer, betäubender Faustschlag zu Boden nieder, sondern stach das Herz und erzeugte in ihm stillen Zorn, der den gekrümmten Rücken gerade bog.

„Die Kinder ziehen in die Welt,“ dachte sie, auf die unbekanntem Klänge des Nachtlebens der Stadt horchend. Sie drangen in das offene Fenster, rauschten in den Blättern im Garten, kamen müde und blaß von weither geflogen und erstarben still im Zimmer.

Früh am nächsten Morgen pußte sie den Samowar, stellte ihn auf, setzte leise das Geschirr zurecht und wartete in der Küche, bis Nikolai ausgezogen hatte. Jetzt ertönte sein Husten, und er trat, in der einen Hand die Brille, mit der anderen den Mund bedeckend, in die Tür. Sie antwortete auf seinen Gruß und trug den Samowar ins Zimmer. Nikolai aber begann sich zu waschen, wobei er den Fußboden mit Wasser bespritzte, Seife und Zahnbürste fallen ließ und unzufrieden sich selbst anfuhr.

Beim Tee erzählte Nikolai:

„Ich bin in der Semstwoverwaltung mit einer sehr traurigen Arbeit beschäftigt; ich beobachte, wie unsere Bauern verelenden.“

Und mit schuldbewußtem Lächeln wiederholte er:

„Ja, ja! Beobachte nur! Die Leute hungern, legen sich infolgedessen vorzeitig ins Grab, die Kinder werden schwach geboren und sterben wie die Fliegen im Herbst.“

„Das wissen wir, wir kennen die Ursachen des Unglücks, und dafür beziehen wir unser Gehalt.“ . . . Weiter tun wir eigentlich nichts.“

„Was sind Sie denn? — Student?“ fragte sie ihn.

„Nein, ich bin Dorfschullehrer . . . mein Vater ist Fabrikdirektor in Wjatka, ich aber wurde Lehrer. Auf dem Lande gab ich den Bauern Bücher, und dafür wurde ich ins Gefängnis geworfen. Nachdem ich meine Zeit abgeessen hatte, wurde ich Buchbindergehilfe, war wieder nicht vorsichtig genug und kam abermals ins Gefängnis; später wurde ich nach Archangelsk verbannt. . . . Dort hatte ich wieder Unannehmlichkeiten mit dem Gouverneur und wurde in ein kleines Dorf an der Küste des Weißen Meeres verschickt, wo ich fünf Jahre zubrachte.“

Seine Erzählung klang in dem hellen, von Sonnenlicht erfüllten Zimmer ruhig und gleichmäßig. Die Mutter hatte schon viele solche Geschichten gehört und niemals begriffen, wie man sie so ruhig erzählen konnte und niemandem Vorwürfe machte, sondern das alles wie etwas Unvermeidliches hinnahm.

„Heute kommt meine Schwester,“ teilte er ihr mit.

„Ist sie verheiratet?“

„Sie ist Witwe. Ihr Mann war nach Sibirien verbannt, floh aber von dort, zog sich unterwegs eine heftige Erkältung zu und starb vor zwei Jahren im Auslande.“

„Ist sie jünger als Sie?“

„Nein. Sechs Jahre älter. . . . Ich bin ihr in vielen Dingen dank schuldig. . . . Sie sollen einmal hören, wie sie spielt! Das ist ihr Klavier. . . . Sie hat überhaupt viele Sachen hier. Die Bücher sind mein.“

„Aber wo wohnt sie denn?“

„Überall!“ antwortete er lächelnd. „Wo eine Hand nötig ist, da ist sie.“

„Gehört sie mit dazu?“ fragte die Mutter.

„Natürlich!“

Er ging bald in den Dienst; die Mutter aber dachte über die Sache nach, an der diese Menschen Tag für Tag hartnäckig und ruhig arbeiteten. Und sie fühlte sich vor ihnen, als wenn sie nachts vor einem Berge stände.

Gegen Mittag erschien eine hohe, stattliche, schwarz gekleidete Dame. Als die Mutter ihr die Tür öffnete, warf sie einen kleinen, gelben Koffer auf den Fußboden, ergriff schnell Frau Massows Hand und fragte:

„Sind Sie Pawel Michailowitschs Mutter?“

„Ja!“ erwiderte die Mutter, durch ihre elegante Kleidung verwirrt.

„So habe ich Sie mir auch vorgestellt! Mein Bruder schrieb, Sie würden bei ihm wohnen. . . . Pawel Michailowitsch und ich sind schon lange befreundet. Er hat mir oft von Ihnen erzählt.“

Ihre Stimme war etwas dumpf, sie sprach langsam, ihre Bewegungen waren aber kräftig und schnell. Die großen, grauen Augen lächelten jugendlich heiter, an den Schläfen aber glänzten schon feine strahlenförmige Runzeln und über den kleinen Ohrmuscheln schimmerten silberne graue Haare.

„Ich will essen!“ erklärte sie. „Eine Tasse Kaffee trinken.“

„Ich koche sofort welchen!“ erwiderte die Mutter und holte das Kaffeegeschirr aus dem Schrank.

„Spricht Pawel denn über mich?“

„Natürlich! Oft.“

Sie zog eine kleine lederne Zigarettentasche heraus, zündete sich eine Zigarette an und fragte, im Zimmer umhergehend:

„Sind Sie sehr besorgt um ihn?“

Die Mutter beobachtete, wie die blauen Flammzungen der Spiritlampen unter der Kaffeefanne zitterten, und lächelte. Ihre Besorgnis vor der Dame verschwand.

„Also er spricht von mir . . . der gute Junge!“ dachte sie und sagte langsam: „Sie fragen, ob ich mir Sorge mache? . . . Natürlich, es ist nicht leicht . . . Aber früher war es schlimmer . . . jetzt weiß ich — er ist nicht allein . . . Und wie ist Ihr Name?“

„Sophie.“

Neue Bauten in Berlin.

Von Ernst Schur.

Die Mutter blickte sie scharf an. In ihrem Wesen lag etwas Schwungvolles, Großspuriges und Hartes . . .

Sophie ging schnell im Zimmer auf und ab und sagte zuversichtlich:

„Die Hauptsache ist, daß alle nicht lange im Gefängnis sitzen, daß sie bald abgeurteilt werden. Sobald man sie in die Verbannung schickt, verhelfen wir Pawel Michailowitsch sofort zur Flucht . . . Er ist hier dringend nötig.“

Sie suchte mit den Augen einen Platz für ihren Zigarettenstummel und steckte ihn in einen Blumentopf.

„Davon gehen die Blumen aus!“ bemerkte die Mutter unwillkürlich.

„Entschuldigen Sie!“ sagte Sophie. „Nikolai sagt mir das auch immer . . .“ Und sie nahm den Stummel aus dem Blumentopf und warf ihn zum Fenster hinaus.

„Sie müssen entschuldigen! Ich habe das ohne Ueberlegung gesagt. Wie kann ich Sie belehren?“

„Warum nicht, wenn ich schlampig bin?“ erwiderte Sophie achselzuckend. „Ist der Kaffee fertig? Danke! Aber warum nur eine Tasse? Trinken Sie nicht?“

Und plötzlich ergriff sie die Mutter bei der Schulter, zog sie an sich heran und fragte sie erstaunt:

„Genieren Sie sich wirklich?“

Die Mutter erwiderte lächelnd:

„Erst gestern bin ich zu Ihnen gekommen und benehme mich nun schon so, als wenn ich zu Hause wäre, Sie schon längst kenne . . . fürchte nichts, spreche, was ich will . . . mache sogar allerhand Bemerkungen.“

„So muß es auch sein!“ rief Sophie.

„In meinem Kopfe dreht sich alles . . . ich komme mir selbst fremd vor . . . Früher ging und ging man um einen herum, bevor man ihm etwas Herzliches sagte . . . jetzt aber liegt das ganze Herz offen da, und man sagt sofort, was man früher nicht einmal gedacht hätte . . .“

Sophie zündete sich wieder eine Zigarette an und betrachtete die Mutter freundlich und schweigend mit ihren grauen Augen.

„Sie wollen ihm zur Flucht verhelfen? . . . Aber wie wird er als Flüchtling leben?“

„Das ist eine Kleinigkeit!“ antwortete Sophie und goß sich noch Kaffee ein. „Wie andere Flüchtlinge . . . Ich habe Joeben einen getroffen und begleitet . . . war auch ein sehr wichtiger Mensch . . . ein Arbeiter aus dem Süden, der auf fünf Jahre verbannt war und dreiundeinhalb Monate in der Verbannung gelebt hat . . . Deswegen gehe ich auch so üppig. Sie denken wohl, ich kleide mich immer so? Ich kann Puß und diese rauschenden Gewänder nicht ausstehen . . . Der Mensch ist einfach und muß sich einfach kleiden, hübsch, aber einfach . . .“

Die Mutter schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte leise:

„Rein, dieser erste Mai hat mich anscheinend ganz und gar aus der Fassung gebracht! Mir ist so ungemütlich, wie wenn ich jetzt auf zwei Wegen gehe . . . Bald kommt es mir so vor, als wenn ich alles verstehe, dann ist mir wieder, als wäre ich in Nebel geraten . . . Jetzt Sie, zum Beispiel . . . eine feine Dame . . . beschäftigen sich mit denselben Dingen wie Pawel . . . kennen ihn, schätzen ihn . . . das danke ich Ihnen . . .“

„Nun, eigentlich sollten wir Ihnen danken,“ lachte Sophie.

„Was ist denn an mir? Ich habe ihn das nicht gelehrt! . . . Also ich sage,“ fuhr sie hartnäckig fort, „bald kommt mir alles einfach und nahe vor, bald kann ich diese Einfachheit nicht begreifen. Auch ist mir bald ruhig zu Mut und dann wieder ängstlich, daß es so ruhig ist. Ich hab' mein ganzes Leben Angst gehabt . . . jetzt aber, wo wirklich Grund vorhanden ist . . . hab ich gar keine. Woher kommt das? Ich begreife es nicht!“ . . .

Sophie erwiderte nachdenklich:

„Mit der Zeit werden Sie alles begreifen! . . . Nun, ich muß aber endlich diese ganze Herrlichkeit ablegen . . .“

Sie legte den Rest der Zigarette auf ihre Untertasse, schüttelte den Kopf, ihr goldiges Haar fiel in dichten Strahlen über den Rücken, und sie ging fort.

Die Mutter blickte ihr nach, seufzte, sah sich um, ohne an etwas zu denken und begann in einem halbträumerischen, sie bedrückenden Zustand der Ruhe das Geschirr abzuräumen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schiller-Theater baute auf Charlottenburger Gebiet an der Bismarckstraße, deren radikale Neubildung der Magistrat dieser Stadt, einem kaiserlichen Bausche allzu willig nachgebend, mit einer Schnelligkeit vollzog, die an anderen Stellen und bei anderen Aufgaben erwünschter gewesen wäre, ein Volkstheater. Entwurf und Ausführung besorgten die Münchener Architekten Heilmann und Littmann. Im Stil der Fassade ist ein Anklang an den Wiedermeierstil unverkennbar. Doch drängt sich dieser Einfluß nicht so marant auf. Was man als angenehm empfindet, das ist das Ruhige, Intime des Eindrucks. Kamentlich bei Theatern wird der Architekt leicht in eine bombastische Pose hineingedrängt. Dieser Bau hat etwas Schlichtes und macht im mittleren, nach der Straße zu liegenden, vorspringenden Eingangsteil mit dem gerundeten Vorbau, der die Portale (einfache, nicht zu große Türen) und darüber einen sich schmal hinziehenden Balkon zeigt, eigentlich mehr den Eindruck eines villenartigen Landhauses als eines großstädtischen Theaters. Erfreulicherweise. Dieser Eindruck wird noch durch der zierlichen und doch soliden Holzlampe in Weiß, der das Grundstück und den Vorgarten gegen die Straße abschließt, erhöht. Auch der ebenfalls ganz in Weiß gehaltene Puß der Fassade trägt dazu bei. Im Innern ist in Treppe, Foyer, Garderobe eine Raumgestaltung innegehalten, die nicht originell genannt werden kann, jedoch mit Umsicht die modernen Anregungen bewertet. Bedeutungsvoll wird wieder der Zuschauerraum und die Bühne. Es ist hier zum ersten Male auf ein Volkstheater das Prinzip des amphitheatralischen Aufbaues, das im Bayreuther Wagner-Theater und im Münchener Prinzregenten-Theater zur Geltung gekommen ist, angewandt, ein Prinzip, das im eigentlichen Sinne als demokratisch zu bezeichnen ist. Die Logen fallen weg. Der Partertraum steigt bis zu der hinteren Rückwand gleichmäßig an, so daß jeder Besucher die Bühne frei vor sich liegen sieht. Auch der störende Kronleuchter ist fortgelassen. Die Beleuchtung findet von der der Bühne gegenüberliegenden Rückwand her statt, so daß das Licht niemand stört. Leider ist die Farbe in diesem Raume sehr geschmacklos ausgefallen. Die Architektur der Wände leidet unter einem schlecht gegliederten Säulenarrangement, und die farbige Bemalung der Wand zerreiht durch kleinliche Motive die Großzügigkeit des Raums. Auch die Dede läßt Eigenart und Kraft vermissen. Die Sätze disharmonieren ebenfalls mit ihrer geschmacklosen Farbe (rotbraun) in dem wesentlich auf Grau, Grün und Weiß gestimmten Raum. So leidet schließlich der Gesamteindruck. Die Architekten haben nicht verstanden, diesem neuen Prinzip des Theaterbaues, das von der sonst üblichen und ein deutliches Abbild unserer sozialen Verhältnisse gewährenden Einschachtelung und Absonderung der einzelnen Klassen absieht und wieder einmal den Anblick einer festlich versammelten Menge ermöglicht, eine gleichermäßen, neue, vollendete Form zu geben. Das ist um so mehr zu bedauern, als dieses Prinzip gerade dem architektonischen Vermögen Gelegenheit gibt, sich mit aller Kraft zu betätigen, indem eben durch die Vermeidung von Logen und Rängen der Raum einheitlicher wird, die Wände groß und entscheidend hervortreten, auf die Bühne sich alle Linien konzentrieren, der Zuschauerraum selbst nur eine große Einheit bildet, so daß überall nur große Flächen und Massen vorherrschen, die gerade den Architekten reizen müßten. Während er sonst den praktischen Bedürfnissen folgen muß, hier etwas anfügen, da unterbrechen muß, kann er hier, den Bedürfnissen folgend, großzügig gestalten und wird dann gerade das Wesen treffen. Jedenfalls ist es aber von Vorteil, daß dieses Prinzip des amphitheatralischen Aufbaues einmal zum Durchbruch gelangt. Dies ist wertvoll. Und zweitens wird man die Fassade als eine neue, glückliche Lösung des großstädtischen Theaterbaues betrachten, die um so befriedigender ist, als sie an Stelle der prozigen Neffamesucht schlichte, einladende Einfachheit setzt.

Am Potsdamerplatz, von der Bellevuestraße durchgehend nach der Potsdamerstraße, baute Professor Bruno Schmitz das Rheingold-Restaurant. Schmitz ist ein Architekt, der nach seinen letzten Bauten, dem Buchgewerbehaus in der Dessauerstraße, dem Marmor-automat in der Friedrichstraße, neben Messel genannt werden muß. Er strebt ins Monumentale; er weiß Massen zu gliedern, und in der Herbeiführung einer großzügigen, formvollen Einheit übertrifft er vielleicht sogar noch Messel. Messel gibt Aphorismen, läßtne Einfälle, Verhuche, Schmitz gibt ausgereifte Werke.

Am höchsten ist in dieser Beziehung die Fassade nach der Bellevuestraße zu werten. Sie baut sich in kompakter Monumentalität auf; sie ist modern, ohne in Künstleien auszuarten; sie hat alte, reife Schönheit und Ausgeglichenheit, ohne in irgend welche Nachahmung früherer Formen zu verfallen. Prachtvoll ist der Stein gewählt; er schimmert mattgrau und stumpf, und die Formen treten hierin mit wichtiger Silhouette heraus. Große Palastfenster im unteren Mittelteil, seitlich flankiert von vorspringenden Portalen, über denen bronzene Dachlappen sich wölben; darüber eine Linie schmaler Fenster; oben eine breitere Betonung und schließlich das imposante, schimmernde Metalldach, das in hoher Schrägung aufragt, dessen Grün zu dem Grau der Fassade vornehm wirkt, durch keinen Schornstein in der Silhouette unterbrochen.

Was die innere Ausschmückung anlangt, so ist die Lust am Material oft in Verschwendung ausartet, der die künstlerische, formale Würdigung und Vereinfachung fehlt. Speziell im Hinblick auf den Zweck eines Restaurants dürfte diese Pracht eines mythenischen Palastes geschmacklos zu nennen sein, zumal die Lische sich nicht sehr von gewöhnlichen Wirtshausstätten unterscheiden. Sieht man von dieser Disharmonie ab, so muß man auch hier noch die Kraft bewundern, mit dem der Baukünstler Innenausstattungen von starker Materialschönheit, die von Bildschmuck ganz abseht, geschaffen hat. Darin liegt der Wert: nicht in dem Schaffen einer neuen, dekorativen Architektur, im wesentlichen bleibt er bei der barbarischen Ueberladung Berliner Kunstanschauung, sondern in dem Verwenden des schönen, prunkenden Materials (keine Farbe ist aufgesetzt, Steine und Hölzer schimmern in natürlicher Schönheit) und die Arbeit ist ebenso sehr eine Glanzleistung des Berliner Tischlerhandwerks, was Akkuratess, Genauigkeit und Feinheit der Leistung angeht. Zweifellos liegt in diesem Materialwüten Unreife und Barbarismus, und nur selten spürt man, wie in dem mit Bronze kassettierten und verkleideten großen Saal, wie in dem feierlichen, ganz in kostbarer Wassereiche erbauten Saal, deren Farbe so fein zwischen Grau und Schwarz schwankt, eine wirklich schöpferische Gestaltung. Man muß sich an Einzelheiten halten: an die einfachen breiten, nur mit wenig markanten Formen gegliederten Türen, an die zweckmäßigen Beleuchtungskörper, die aus geschmackvollem Arrangement in breit ausladende Vierecke eine eigene Form gewinnen, an die resolute Gestaltung von Säulen, die in Viereckform aufwachsen.

An der Jungfernheide, in bevorzugter Lage (der angrenzende Teil darf bestimmungsgemäß nicht bebaut werden), hat Ludwig Hoffmann das Rudolf-Wirchow-Krankenhaus erbaut. Eine kleine Stadt für sich. Sorgen die Waldungen für gute Luft, so hat der Baumeister darauf Bezug genommen, daß die Sonne überall Zutritt hat. Alle Krankenzimmer sind nach der Sonnenseite gerichtet.

Um von der Größe und dem Umfang des Ganzen eine Vorstellung zu geben: es sind 57 Einzelbauten, die sich in den Gartenanlagen befinden; sie nehmen 3000 Menschen auf. Das Baugelände ist 4000 Quadratmeter größer als das Viereck, das Wilhelm- und Friedrichstraße einerseits, die Linden- und Kronenstraße andererseits begrenzen. Die Kosten betragen 20 Millionen Mark.

Ludwig Hoffmanns besondere Begabung liegt in der feinfühligsten Art, wie er Nutzbarkeit und Schönheit verbindet. Er schmiegt sich den Bedingungen, dem Zweck an und scheint nur eine strenge Sachlichkeit zu kennen. Aber unbemerkt fügt er dem Nützlichen eine heitere Schönheit bei. Er richtete sein Augenmerk darauf, daß alle Gebäude für sich wie in ihrer Gesamtheit einen äußerst beruhigenden Eindruck in dem Kranken auslösen. Er verzichtete auf unruhige Bauformen, auf beengte Gliederung, auf lebhaften Farbenwechsel. Einfache Gestaltung, ruhige Durchbildung im Neuen; im Innern Betonung des intimen Charakters. Das sind die Zweckgedanken, denen der Baukünstler folgte, der allgemeine Rahmen, in dem er seine besonderen Absichten verwirklichte. Wo die Größe des Gebäudes (bei den Eingangskomplexen) es verlangt, ist Hoffmann sachlich streng und von einer gewissen Großzügigkeit. Bei den kleineren Häusern, wie es die Krankenpavillons sind, ist er intim, bescheiden und bevorzugt das Anheimelnde. Und dann setzt er, in der technischen Anlage, einen Wasserturm hin von prägnanter Wucht, von imponierender Massigkeit. In kolossaler Rundung strebt er empor; die rauhe, graue Umfassungsmauer ist ganz glatt gelassen, nur wenig Fenster, klein, lufentartig, unterbrechen die Fläche, die dadurch um so monumentaler wirkt. Ganz oben, bevor die Dachkrönung beginnt, legt sich ein Giebelstirn herum wie ein leichter Kranz. Und dann setzt das Dach an, das sich nur wenig erhebt; so daß das Massige, Gedrungene mit um so eindringlicherer Wucht sich einprägt. Man muß diesen Turm gegen den weiten Himmel ragen sehen, um die Kraft und Schönheit dieser von allen Kleinheiten befreiten Formensprache, die in ihrer Schlichtheit an märkischen Baucharakter anknüpft, zu empfinden.

Man durchwandert das Krankenhaus und glaubt, in einer modernen Gartenstadt zu sein. Eingehöfliche Häuschen, villenartig, jedes umfäumt von Hecken und Sträuchern. Ueberall Blumen an den Fenstern. Von jedem Bett aus hat man den Blick ins Freie. Die Fassaden sind grauweiß in der Farbe. Die Möbel hellgrau. Die Fensterumrahmungen weiß. Ein heiterer Anblick überall. Vor jedem Haus ein breiter Altan, so daß die Kranken jederzeit ins Freie gelangen können. Eine lange Allee führt vom Eingang bis zum Ende. Dort blühen Blumen in wohlgepflegten Beeten. Unter Bäumen stehen hübsche weiße Bänke. Und zu beiden Seiten dieser Allee liegen die Häuschen, zwischen denen wiederum Anlagen grünen. Zu jedem Haus führen seitlich Stufen hinauf, die sich an Eingang teilen; ein leichtes Geländer; über der schmalen, grauen Türe mit der leicht durchbrochener Krönung ist jedesmal in der Mauer eine dunkelbronzene Laterne angebracht. So wirkt alles zu einem intimen Eindruck zusammen.

In dem kleinen, anschließenden Park gibt es einen erhöhten Standpunkt, von da aus sieht man weit über das rote, hellglänzende Dächermeer der kleinen Stadt. Und zugleich hört man von fern das dumpfe Rauschen der Großstadt, ganz fern; und nur noch so hörbar, um die Ruhe hier tiefer empfinden zu lassen.

Hoffmann unterscheidet sich in seiner Wesensart markant von dem anderen Baukünstler, den Berlin besitzt: Messel. Messel ist kühner. Aber Hoffmann hat dafür etwas anderes: in der liebevollen Durchdringung der Architektur mit dem, was nötig, nützlich und schön zugleich ist, steht er beinahe einzig da. Er bedenkt alles und vergißt nicht das kleinste und behält doch den Hinblick auf das Ganze, die Einheit, so daß schließlich nachher ein so ungeheurer Komplex in allen Teilen Zeugnis seines Geistes ist.

Kleines feuilleton.

Der Bonbon. Ein Mädchen hatte einen Bonbon; der war in ein Papierchen eingewickelt, mit einem Bildchen darauf.

Früher hatte sie viele davon gehabt, sie hatte sie jedoch aufgegeben und es blieb ihr nur einer übrig.

Da dachte das Mädchen bei sich: „Soll ich ihn selbst aufessen oder soll ich ihn Armen schenken?“

Und sie beschloß: „Ich will ihn einem armen Mädchen geben.“ Nachher aber überlegte sie sich: „Ich will lieber mit den Armen teilen.“ Und sie aß die Hälfte vom Bonbon auf.

Nach einer Weile befann sie sich: „Ich tue wohl am besten, wenn ich das nächste Mal schon damit anfangen, so lange ich noch alle habe. Und jetzt will ich ihnen nur die Hälfte vom Halben geben.“ Und sie aß die Hälfte vom dem auf, was geblieben war.

Da hatte sie aber ein so winziges Stückchen, daß es nicht mehr lohnte, es dem armen Mädchen zu schenken — und sie aß auch das auf.

Der zärtliche Knabe. Paul liebte Süßigkeiten.

Die Mutter jedoch gab ihm nicht viel davon, damit seine Zähne nicht verdorben würden.

Da kam er darauf, wie er von ihr etwas erbetteln konnte: sobald er nur weiß, daß die Mutter Bonbons hat, so beginnt er sofort gleich sie zu küssen und ihr zuzureden.

„Du mein süßer Bonbon, Du mein herzerliebtester Bonbon!“

Die Mutter muß nun lachen und gibt Paul Bonbons.

Dann kam der podennarbigte Onkel und hatte Pfefferkuchen mit. Paul kroch sofort zu ihm auf den Schoß und beginnt ihm zuzureden:

„Du mein Pfefferkuchen, mein Thorner Pfefferkuchen du!“

Der podennarbigte Onkel aber sagte:

„Ich liebe keine Schmeicheltagen.“

Und versteckte die Pfefferkuchen in die Tasche.

(Aus Feodor Sologub's „Buch der Märlein“.)

Mehlseinde und ihre Einschleppung. Es scheint selbst bei größter Vorsicht unvermeidlich zu sein, daß bei der Einfuhr von Getreide in Gestalt von Mehl gewisse Schmarozer eingeschleppt werden, die sich später als recht schädlich erweisen können. So viel man weiß, sind die meisten Mehlschmarozer auf diesem Wege aus dem Ausland gekommen. So soll der Kornkäfer, dessen Larve als Kornwurm berüchtigt ist, ursprünglich aus dem Orient stammen. Die Mehlmotte wurde erst vor 20 Jahren mit amerikanischem Weizen eingeschleppt, und auch der sogenannte Brotbohrer oder Brotkäfer ist ein Ausländer, der aber gleichfalls leider recht heimisch bei uns geworden ist. Diese Beispiele zeigen deutlich, wie notwendig es ist, bei Zeiten auf solche Geschenke des Auslands zu achten. Hat sich doch die Mehlmotte innerhalb der kurzen Zeit von zwei Jahrzehnten derart in die Mülleereibetriebe eingebürgert, daß ihre Ausrottung jetzt kaum mehr möglich erscheint. Die Zahl dieser Beispiele ließe sich übrigens noch vermehren, und besonders verdienstlich ist es, wenn dies mit Bezug auf eine neue Gefahr geschieht. So lenkt jetzt Schaffnit in Fühlings „Landwirtschaftlicher Zeitung“ die Aufmerksamkeit auf einen neuen Speicherschädling des Reismehls. Es handelt sich um einen kleinen braunen Käfer *Tribolium ferrugineum*, der mit dem gewöhnlichen Reiskäfer (*Calandra*) zusammen massenhaft in Schlesien beobachtet worden ist. Obgleich seine Verbreitung vorläufig noch nicht groß zu sein scheint, muß vor einer Unterschätzung der Gefahr gewarnt werden, weil der kleine Käfer, der übrigens mit dem Mehlkäfer (*Tenebrio*) in die gleiche Familie der Schwarzkäfer gehört, sich nicht auf Reismehl beschränkt, sondern auch auf Weizen, Roggen und andere Cerealien geht. Die Larve ist dem Mehlwurm ähnlich, aber kleiner, weißlicher und durch ockergelbe Querstreifen auf dem Rücken ausgezeichnet. Außer in Schlesien ist der Schädling auch schon in Bayern, Baden und am Rhein beobachtet worden, und verwandte Arten kommen in Italien, Oesterreich und Frankreich vor.

Theater.

Deutsches Theater. Kammerstücke. „Frau Levin Julie.“ Drama von August Strindberg. Im zweiten Teil des Stückes fehlt es an bühnenmäßiger Proportion, das allzu beharliche Zurückkommen auf dieselben Motive, die ausspinnende Wiederholung erschwert das Mitgehen, die Situation ist quälend, die Farbengebung grell bis zum äußersten, die Sprache schwankt zwischen naturalistisch charakterisierendem Stile und einer hitzigen Rhetorik, in der der leidenschaftliche Haß des Dichters gegen das weibliche Geschlecht sich Luft macht — und dennoch imponiert das Ganze als Werk von seltener Stärke. Von den dramatischen

Bampfleuten, in denen Strindberg über die Frauen hergezogen, hat dies den unergleichlich größten Zusatz dramatisch dichterischer Phantasie, den wärmsten Atem. Während der männliche Widerpart des schlechten Weibes bei Strindberg sonst meist recht schematisch als ein edel argloses Wesen erscheint, das durch seine Güte wehr- und waffenlos weiblicher Tüde ausgeliefert ist, stellt er der Greblerin hier nicht ein Beweisexemplar des besseren männlichen Herzens, sondern eine durchaus individuell gefasste Kontrastfigur in dem Lataien gegenüber. Jean ist noch mehr Skanaille als das Fräulein und ihr im Kampfe überlegen. Sie, das verdorbene, von einer verbrecherischen Mutter zu männerverachtender Herrschsucht erzogene Aristokratenblut hat nur aufschäumende Launen, die an seinem rücksichtslos-brutalem Streberwillen wirkungslos zerschellen müssen.

Wütend bricht, nachdem Juliens lüsterne perverse Verliebtheit in den hübschen, erst mit bedächtiger Vorsicht abwehrenden Burtschen ihr Ziel erreicht hat, der Streit zwischen beiden los. Raub weist er ihre Sentimentalitäten zurück. Das Geschehene zu verheimlichen, sei nicht mehr möglich, so gelte es denn rasch zu handeln. Sie soll aus ihres Vaters Sekretär Geld entwenden, dann will er mit ihr fliehen und, wovon er lange geträumt, ein großartiges Hotel in der Schweiz eröffnen. Julie bäumt sich auf, sie nennt ihn Dieb, er sie Dirne. Sie möchte dem Vater alles gestehen, nur damit Jean seiner Strafe nicht entgehe, und beraubt sich im nächsten Augenblick wieder an dem Hotelprojekt. Birr treibt das alles durcheinander. Da klingelt es von oben, ein Zeichen, daß der alte Graf zurückgekehrt, und Jean, der ehrgeizige Latai, der sich noch eben selbst als künftigen Herrn gefühlt hat, klappert jammervoll zusammen. Ein Messer, mit dem Julie spielt, ein Wort von ihr, sie würde, fände sie die Kraft, sich das Leben nehmen, treibt den Gängsteten zum teuflischen Versuche, um, da die Flucht unmöglich, durch die Macht seines Willens der Willenslosen den zwingenden Entschluß zum Selbstmorde zu suggerieren. Dann kann ihn niemand mehr verraten. Julie wankt mit dem Messer in der Hand hinaus, auf sein Geheiß sich in der Scheune zu töten. Jean starrt ihr nach und stürzt beim ersten Tone eines neuen Klingelns zitternd an das Sprachrohr, untertänig die Befehle des gnädigen Herrn in Empfang zu nehmen.

Der Eindruck der Aufführung, die Reinhardt früher in dem kleinen Theater veranstaltete, schien eindringlicher als der bei dieser Wiederholung. Die schwüle ausgelassene Feststimmung kam im Gesang und Tanz der Bauern damals farbiger heraus, und Wafmanns Latai konnte nicht mehr überboten werden. Steinrüd spielte die Figur mit einer stärkeren Betonung der Brutalität, auch im Außerlichen. Die Gestalt war klar und konsequent angelegt, doch ihre Wirkung wurde durch eine gewisse Unsicherheit, eine allzu merkwürdige Assistentz des Souffleurs wesentlich beeinträchtigt. Die Julie Gertrud Ehsoldis hatte vielleicht noch feinere Züge als in der früheren Darstellung.

Gesundheitspflege.

Rohes Fleisch in der Diät. Man nimmt allgemein an, daß rohes Fleisch besonders leicht verdaulich sei und in der Krankenküche wird daher das rohe Fleisch nicht selten verordnet. In Betracht kommen das Fleisch vom Rinde und vom Hammel. Schweinefleisch ist, abgesehen von seiner Schwerverdaulichkeit, deswegen auszuschließen, weil sehr leicht Trichinen und Finnen durch dasselbe übertragen werden können. Beim Hammelfleisch kommt diese Gefahr nicht in Betracht, es empfiehlt sich aber zum Nohgenuß deswegen weniger, weil es nicht so appetitlich aussieht, vielmehr eine trübbräunliche Färbung hat. Zum Nohgenuß ist das Rindfleisch wegen seines schönen Aussehens und Wohlgeschmades am meisten geeignet, jedoch soll man nicht die zartesten Stücke wählen, weil diese erst beim Kochen den besten Geschmack aufweisen. Die französischen Aerzte Dr. Girz und Beaumont empfehlen zum Nohessen die Muskeln, die an der Innenseite des Schenkels liegen, die nicht von Fett durchwachsen sind und leicht geschabt werden können. Die Gefahr der Bandwurmlübertragung soll überhaupt gering sein und nur vorzugsweise beim Kalbfleisch drohen. Das rohe Fleisch darf nicht gehakt, sondern geschabt genossen werden und die Gewinnung von Schabefleisch wird erleichtert, wenn man das Fleisch schief gegen die Muskulatur schneidet. Ein Fleischstück etwa von 250 Gramm liefert 200 Gramm Schabefleisch. Manche Personen können rohes Fleisch nicht ohne weiteres genießen, man muß daher den Geschmack durch Zusatz von Pfeffer und Salz, allenfalls auch durch Zucker und Alkohol verbessern. Auch kann man es in kleinen Portionen verabreichen, die in Oblaten eingeschlossen sind. Die Franzosen empfehlen, das Schabefleisch in lauwarmen, nicht zu fetter Bouillon zu nehmen. Zu Beginn jeder Hauptmahlzeit sollen je 100 Gramm genommen werden, besteht Widerwillen dagegen, so nimmt man es in heißer Bouillon, deren Menge nach und nach immer mehr verringert wird.

Aus der Pflanzenwelt.

Wie entsteht die Vegetation auf neuen Inseln? Der Spiegel des mittelschwedischen Sees Hjälmarren hatte sich in den Jahren 1882 und 1886 um 1,2 bzw. 0,7 Meter gesenkt und 29 kleine Inseln freigelegt, von denen die größte einen Durchmesser von etwa 100 Meter aufweist. Diese günstige Gelegenheit benutzte Selim Birger, um Beobachtungen über die

Entstehung und Weiterbreitung der Vegetation anzustellen. Er unterscheidet nach der „Umschau“ eine zufällige und eine ständige Verbreitungsart, von denen die erstere durch das Auftreten von einem oder wenigen Individuen erfolgt und die andere häufigere und darum wichtigere sich durch regelmäßige Zufuhr von Samen oder Vermehrungsorganen ausbreitet. Dabei scheint das Wasser die erheblichste Uebertragungsarbeit zu leisten. Der Wind, der meist in der Richtung der Seeströmung von Osten nach Westen weht, streute Samen und Früchte auf den See aus, so daß sie in die Wasserströmung gelangten, fortgetragen und am Ufer abgesetzt wurden. Dementsprechend ist die artenreichste Flora auf der Westseite der Inseln anzutreffen. Auch Tiere tragen zur Besiedelung bei: so fand Callmé im Nest der Wühlmaus Samen und Früchte von Binsen- und Anötericharten, im Nest einer Meersechse Pflanzenteile, hauptsächlich Halme und Wurzelstöcke vom Schilfrohr, Bittersüß, Wasserpest, Niedgras und Algen, in dem des Tauchers Moose, der Wildente Weiden- und Erlentälchen mit reifen Samen, während Kuhblume und Kreuzkraut mit den Kartoffelfrüchten der Krebsfischer auf die Inseln gebracht wurden. Die Weiterentwicklung der so übertragenen Pflanzen ließ sich einigermaßen deutlich durch abgegrenzte Formationen erst auf etwa zehnjährigen Inseln nachweisen. Sie zeigen einen Außenrand von dicht stehenden Ufer- und Niedgräsern, dahinter einen Strauchgürtel, vorwiegend aus Weiden, gegen das Zentrum zu etwa 4 Meter hohen jungen Birkenwald und in den Zentren auf baumlosen Kiesflöden eine charakteristische Vegetation von Weidenröschen, Erdbeeren, Niesgras und Nesseln. Nach 22 Jahren hatte sich der Wald durch Einwanderung von Pappeln, Buchen, Weiden und Nadelbäumen vermehrt und sehr ausgedehnt, der Strauchgürtel war infolge der starken Ueberschattung eingegangen. Wenig verändert hatte sich indessen der Untergrund; er setzte sich aus Arten zusammen, die die Ueberschattung und den säurereichen Humus gut vertragen können, wie Erdbeeren, Nesseln, Weidenröschen, Hahnenfuß, Storchschnabel usw. Dagegen war der Uferpflanzengürtel durch die Ueberschattung wie die von den Kies- und Humusanhäufungen hervorgerufene Trockenheit bis auf Reste an den Westseiten der Inseln verschwunden, und der frühere Ueberkrautteppich war lediglich auf die Strauchregion beschränkt. Auf diese Weise wurden die ersten Pflanzenkolonisten von den nach ihnen auftretenden Ansiedlern, die verhältnismäßig schnell und fest zusammengesetzte Formationen bildeten, verdrängt und der beobachtete Rückgang der Artenzahl herbeigeführt.

Humoristisches.

— Zerstreut. Gattin: „Sieh nur, wie der Mond zum Fenster hereinkommt!“

Professor: „Ja, das sind die Nachteile der Parterrewohnungen!“

— Aus der Sommerfrische. Gast: „Das nennen Sie eine große Portion?“

Kellner: „Ja, Sie glauben gar nicht, wie klein bei uns eine kleine Portion sein kann!“

— Debot. Schreiber (als eine Fliege, die er von seiner Nase weggagt, sich auf die seines Vorgesetzten niederläßt): „Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Rat; wenn ich das gewußt, hätte ich sie natürlich ruhig fliegen lassen!“

— Letzte Hoffnung. Patient: „Wegen meines Fetthertzens raten Sie mir also ab, zu heiraten... glauben Sie nicht, daß durch eine echte, heiße Liebe das Fett zum Schmelzen gebracht werden könnte, Herr Doktor?“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Eine Trauerfeier am Sarge des verstorbenen Schriftstellers Wilhelm Holzamer findet am Sonntag, den 1. September, nachmittags 5 Uhr, in der Kapelle des neuen Schöneberger Kirchhofes, Magstraße, statt. Alsdann erfolgt die Ueberführung zur Einäscherung nach Jena.

— Im Kunstsalon Wertheim wird Anfang nächster Woche eine neue Ausstellung eröffnet.

— Ein deutscher Hochschulehrertag findet am 8. und 9. September in Salzburg statt; die Eröffnungsrede hält Prof. v. Amira (München).

— Sarah Bernhardt hat ein Sittenstück in vier Akten geschrieben.

— Internationale Ballonfahrt. Am 4., 5. und 6. September finden in den Morgenstunden internationale wissenschaftliche Ballonaufstiege statt. Es steigen Drachen, bemannte oder unbemannte Ballons in den meisten Hauptstädten Europas auf. Der Findex eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Verlohnung, wenn er der jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet.